



VERWEIS

Geschichte ist tanzbar

Sie sind alle Virtuosen ihres Fachs, die jungen chinesischen Akrobatinnen und die TänzerInnen, mit denen Constanza Macras ihr neues Stück „The Ghosts“ entwickelt hat, das heute um 21 Uhr in der Schau-bühne seine Premiere erlebt. Aber während Macras' Ensemble schon lange vertraut ist mit der Methode der Choreografin, sich Themen über persönliche Geschichten zu erarbeiten, ist es für die Artisten ein ungewohntes Abenteuer, aus ihrem Leben und dem ihrer Familien zu erzählen. Wie der Körper und der Mensch zur Ware und zum Ding werden, das nach Bedarf mal so und mal so manipuliert wird, daraus generiert Macras aufregende Tanzsequenzen. Und einige Lektionen in chinesischer Geschichte gibt es auch.

BERLINER SZENEN

KOMMERZ FÜR KINDER

Horrorstadt

Das Kind hatte mir schon seit Wochen mit der Geschichte in den Ohren gelegen. Seitdem Amir ihm davon erzählt hatte. FEZitty. Voll cool. Da kann man arbeiten und Geld verdienen und sich davon was kaufen.

Na gut. Will man ja nicht so sein. Was soll man sonst machen an diesen Sommerferientagen. Also U6, Ringbahn, S2 oder so. Wuhlheide.

Andere Welt. Auf dem Weg fabuliert das Kind: Das wird so cool. Was kann man alles werden? Stell dir vor, so: Pilot, ey! Ich fliege dann so. Ey, ich drücke auf alle Knöpfe und fliege oben über allen herum. Echt! Und dann kauf ich mir Lego.

Drinne dann: Teppichboden. Eltern-verboten-Schilder. Eh voll okay. Ich will eh nur im „Elterngarten“ lesen und mich nicht einmischen dürfen. Und dann. Pass bekommen. Jobcenter. Kinder mit Checkermiene hinter Schaltern.

Das Kind kommt zurück, so klein mit Hut. Das kleine Gesicht plötzlich so weiß und hart, und ich weiß wieder genau, wie sich das anfühlt: das Weinen verbeißt.

Kleinlaut: Ich bin Student. –

FEZitty. Voll cool. Da kann man arbeiten und Geld verdienen

Weißt du, was das ist? – Weinen verbeißend: Nein.

An der Uni-Anmeldung wieder Checkerkinder. Ich so: Ey, das sind doch nur Kinder.

Und weiß in diesem Moment, was der wahre Horror ist. Es ist nicht, dass es hier um Jobsuchen-Geldverdienen-Geldausgeben geht und die Eltern darüber geiern, dass ihre Sprösslinge genug abkriegen. („Finn! Stell dich an da jetzt! Na, mach schon!“)

Es ist, dass sie Kinder sind. In der echten Welt sind die Leute zumindest in der Lage, höflich zu sein. Zuvorkommend. Hilfsbereit. Kinder sind aber nicht so. Es ist eine Horrorvision, eine Gesellschaft der Psychopathen. Oder, nee, es ist ja eigentlich genauso. Eigentlich ist dieses FEZitty die perfekte Vorbereitung auf das Erwachsenensein. Ey.

KIRSTEN REINHARDT

Die Anstrengung der Erkenntnis

DSCHIHAD Text schiebt sich an Text in dem Stück „El Dschihad“ von Claudia Basrawi für das Ballhaus Naunynstraße. Sperrig, interessant und demokratisch ist ihre Recherche über den Begriff Dschihad

VON JENNI ZYLKA

„Ich nenne das jetzt einfach mal meinen persönlichen Dschihad.“ Claudia Basrawi macht eine Geste, irgendwo zwischen einladendem Armeausbreiten und entschuldigendem Achselzucken. Die Regisseurin, Autorin und Schauspielerin steht in grünen Culottes auf der Bühne des Ballhauses Naunynstraße, hinter und neben ihr Vorhänge, die als Projektionsfläche für Fotos und Videos dienen.

Basrawi, Jahrgang 1962, hat tatsächlich eine persönliche Beziehung zu dem Phänomen, das im Westen momentan als Synonym für die Schrecken des Morgenlandes benutzt wird: Sie wurde in Beirut geboren, studierte in den 80er Jahren in Berlin und Damaskus. Und früher, erzählt die Autorin und Theatermacherin weiter im Auftakt für das Stück „El Dschihad“, das am Dienstag die neue Spielzeit des Ballhauses eröffnete, war Syrien für sie das friedlichste der vielen Länder, denen sie und ihre Familie verbunden war.

Als dort 2011 der Bürgerkrieg ausbrach, begann Basrawi zu recherchieren, fand Dokumente in Text und Bild, nahm in Vorbereitung für ihr Theaterstück in Face-to-Face- und E-Mail-Interviews Aussagen von IslamwissenschaftlerInnen, HistorikerInnen, einem Archäologen und einem Imam auf. Gemeinsam mit einem Team von vier DarstellerInnen hat sie aus diesen Gesprächen ein Reenactment ihrer Recherchen gepuzelt.

„El Dschihad“ ist sperrig, interessant und demokratisch: Wie Noten von Zwölftonmusik schwimmen die Fakten und Infos nebeneinander und ineinander, ohne dass eine Bewertung zu erkennen ist. Alles ist gleichermaßen wichtig: An fast philosophische Betrachtungen zur Radikalisierung von Gefängnisinsassen schließen sich mit einer papiernen „Flüstertüte“ als symbolisches Aufnahmegerät aufgelockerte Gespräche zur Rolle der Medien beim Verbreiten und somit etwaigem Verstärken des Terrorismus.

Zur Frage, ob man die Bedeutung des „Dschihad“ – eines Worts, das übrigens „Anstrengung“ oder „Bemühung“ heißt



Auf Recherche-Mission zur Untersuchung von Propaganda Foto: Ute Langkafel/Ballhaus Naunynstraße

und nur fälschlicher- oder auch tendenziöserweise mit „heiliger Krieg“ übersetzt wird – nicht verkleinern kann, indem man es inflationär benutzt, gesellt sich ein wenig später ein Elton-John-Song, der von der Leinwand aus dem Mund von Schauspieler Christoph Bach in den von Basrawi auf der Bühne hinüberhüpft, live begleitet von Schauspieler Mario Mentrup an der Gitarre. Der Lovesong von 1970 ist dabei die einzige inhaltliche Pause, die Basrawi dem Publikum gönnt. Ansonsten schiebt sich in den 70 Minuten Text an Text. Das ist anstrengend, aber auch rührend ernsthaft.

Basrawis wertfreie Fiktionalisierung von Dokumentarhalten verzichtet konsequent auf eine übergreifende, große Dramaturgie. Stattdessen prä-

Sogar ein Handyanruf, den der Archäologe bekommt, wird nachgespielt

sentierte sie szenenweise verschiedene Aspekte, wie die unfassbaren Fakten über den „deutschen Dschihad“, und weist damit nebenbei, dass die Dschihad-Strategien schon immer bekannt und in jedem Krieg, jeder politischen Meinungsverschiedenheit benutzt wurden: Basrawi lässt eine ihrer Schauspielerinnen als deutschen Diplomaten und Orientalisten Max Freiherr von Oppenheim in einem Video auftreten und die Idee des „Panislamismus“ deklarieren. Denn Deutschland hatte

sich sogar einst als Schutzmacht der von englischen und französischen Kolonialherren unterdrückten muslimischen Völker betrachtet. Im sogenannten Halbmondlager in Wünsdorf bei Berlin, wo im Ersten Weltkrieg muslimische Araber, Inder und Afrikaner inhaftiert waren, versuchte man die Muslime für die eigenen politischen Zwecke zu instrumentalisieren.

Dass die Deutschen selbst also einst den Dschihad forderten, weil es ihnen politisch gerade in den Kram passte, ist ein grandioses Fazit des Abends. Dieses droht allerdings durch die Vielzahl von Informationen und deren gleichmäßiger Darbietung ein wenig unterzugehen. Vielleicht hätte das Verpacken in griffige Slogans das Konzept tatsächlich geschwächt

– vielleicht hätte es sich aber auch besser im überforderten Zuschauerhirn festgesetzt.

Auf den Trümmern der Moschee, die damals in Wünsdorf für die Gläubigen errichtet wurde, hat Basrawi ein Gespräch mit einem Archäologen geführt. Mit diesem Interview endet das Stück, und das Reenactment bekommt eine seltene, angenehm absurde Note: Sogar ein Handyanruf, den der Archäologe währenddessen bekommt, wird vom Schauspieler Erdinç Güler nachgespielt. Basrawis persönlicher „Dschihad“, die Anstrengung, den Begriff in neue Kontexte zu stellen, hat am Ende funktioniert. Und das auch noch ganz friedlich.

■ Ballhaus Naunynstraße
4./5. 9., 7.–8. 9., 20 Uhr

Großes Drama und große Vielfalt

FAVOURITES FILM FESTIVAL Die Kulturfabrik Moabit zeigt ein Best-of der Publikumspreise im internationalen Filmfestivalreigen

Meira darf keinen fremden Männern in die Augen sehen. Die junge kanadische Frau lebt in einer jüdisch-orthodoxen Gemeinschaft, die strengen Regeln folgt. Gebete und Rituale bestimmen den Alltag, die Rollen und Aufgaben sind klar verteilt. Meira ist verheiratet und soll möglichst viele Kinder bekommen. Heimlich nimmt sie die Pille und hört verbotene Schallplatten. Ihr Ehemann liebt sie, doch ihre Widerspenstigkeit überfordert ihn. Als sie bei ihren Spaziergängen Félix kennenlernt, betritt sie eine ihr fremde Welt. Sie hören Musik, gehen tanzen, Meira trägt zum ersten Mal eine Hose. In dem Spielfilm geht es nicht darum, Gut gegen Böse zu stellen. Er zeigt Strukturen, die wenig Freiraum zulassen. Auch Félix ist in seiner reichen Familie in der Rolle des Au-

senseiters. Er arbeitet nicht, lebt in den Tag hinein. Zu seinem Vater, der im Sterben liegt, hatte er viele Jahre lang keinen Kontakt.

Der Film „Félix et Meira“ von Maxime Giroux eröffnete gestern das „Favourites Film Festival“, das dieses Jahr zum fünften Mal in der Kulturfabrik Moabit stattfindet. Die Leiterinnen Anna Jurzik und Paula Syniawa befolgen ein Konzept, mit dem sie nicht viel falsch machen können. Sie zeigen aktuelle Filme, die bereits bei anderen Festivals im In- und Ausland einen Publikumspreis gewonnen haben. Auch beim Favourites Film Festival dürfen die BesucherInnen abstimmen. Am Sonntag wird der Gewinnerfilm wiederholt.

Die Auswahl ist tatsächlich großartig. Es sind heftige Geschichten, die aufwühlen und bewegen. Sie spielen an Orten

auf der ganzen Welt und werden in vielen verschiedenen Sprachen erzählt. Darunter finden sich Spiel-, Dokumentar- und Animationsfilme. Am Samstag zeigen die Veranstalterinnen eine Reihe von Kurzfilmen. Vielfalt ist ihnen wichtig. Zudem gibt es eine Drehbuchlesung und ein Filmtablequ. Trotz des breiten Spektrums wirken die Filme nicht wie zufällig ausgesucht.

Viele Geschichten handeln von der Hoffnung auf ein besseres Leben, wie zum Beispiel der französische Spielfilm „Party Girl“. Die Mutter einer der drei Regisseure spielt sich dabei selbst. Die Anfang 60-jährige raucht und trinkt viel. Sie hat ihr ganzes Leben lang in einem Striplokal gearbeitet, und noch immer feiert sie die Nächte durch. Ihr Leben verändert sich

schlagartig, als ein Freund und Verehrer um ihre Hand anhält und sie sich für einen Neuanfang entscheidet. Doch sie hat große Zweifel. „Ich habe Angst, dass es ein Fehler ist“, sagt sie. Leicht wird es in der Tat nicht. Sie muss die Hochzeit vorbereiten und will ihre Kinder dazu einladen. Die jüngste Tochter haben die Behörden ihr vor vielen Jahren weggenommen.

Während „Party Girl“ zum Teil auch witzig ist, zeigt der Spielfilm „Hope“ von Boris Lojkine die brutale Realität zweier Menschen auf ihrer Flucht nach Europa. Die junge Nigerianerin Hope wird von anderen Geflüchteten belästigt, Schlepper missbrauchen sie. Léonard aus Kamerun rettet sie, als sie in der Wüste zurückgelassen werden soll. In den Migrantengettos in Algerien herrschen korrupte

Verwalter, die ihnen ihr Geld abnehmen. Ständig müssen sie sich verstecken.

Beklemmend ist auch der russische Dokumentarfilm „Something better to come“ über Obdachlose auf einer Müllhalde. Die Hauptperson ist das Mädchen Yula, die am Anfang des Films 11 Jahre alt ist, am Ende 25. Die Filmemacherin Hanna Polak kommt ihren Protagonisten erschreckend nah. Sie filmt die Kinder im Dreck, die rauchen und Alkohol trinken. Wie die Mutter Yula erzählt, dass sie soeben vergewaltigt wurde. Menschen sterben vor Kälte und Krankheiten. Traktoren überfahren sie. Man sieht verkohlte Leichen. Der Film macht fassungslos. „Es ist keine Müllhalde, sondern ein Sumpf. Er saugt dich ein“, sagt Yula.

JULIKA BICKEL